(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung

Nr. 90. Donnerstag, den 19. April 1900

Franz von Gaudy.

Eine Skizze zu seinem 100. Geburtstage, 19. April.
Von **August Hagemann**.

Selbst der gebildete Deutsche pflegt den Reichthum unserer Litteratur zu unterschätzen, weil er, wie natürlich, seine Aufmerksamkeit den ragenden Gipfeln unserer Dichtung zuwendet und darüber so manche liebliche Blume übersieht, die still im Thale blüht. Zu diesen mit Unrecht Uebersehenen gehört der Freiherr Franz von Gaudy. Wer ihn nicht aus seinen Werken, sondern nur aus der Litteraturgeschichte kennt, der pflegt von ihm kaum mehr zu wissen, als daß er für einen Nachahmer Heines gehalten wird. Und das ist keine Empfehlung. Denn die Nachahmung Heines muß immer hart an die Karrikatur streifen. Wer sich aber die Mühe nimmt, sich in Gaudys Werke zu vertiefen, der erkennt, daß Heine freilich nicht ohne Einfluß auf unseren Dichter gewesen, daß aber dieser Einfluß ein erheblich geringerer ist, als man gewöhnlich annimmt. Gaudy ist eine selbstständige litteratische Persönlichkeit geblieben; ja, es liegt über seinem Leben wie über seinen Gedichten oft ein gewisser erfrischender Hauch von Originalität, der uns die gelungensten seiner Arbeiten noch heut erfreulich und genußreich macht.

Er war der Sprößling einer preußischen Offiziersfamilie; sein Vater war Major, als Franz geboren wurde, und starb als Generalleutnant. In Frankfurt a. O. geboren, mußte der Knabe in seinen frühesten Lebensjahren den häufigen Wechsel der Garnisonsorte mit dem Vater mitmachen, und so kam von vornherein etwas Unruhiges in seine Jugend. Ein unruhiger Geist aber war das Kind selbst. Gaudy war früh reif: schon in seinem vierten Jahre konnte er Französisch sprechen und lesen; allerdings war das Französische im Vaterhause fast die Sprache des Umgangs, aber das sich hier ausdrückende Sprachtalent hat Gaudy doch Zeit seines Lebens behalten und bewiesen. Ein merkwürdiges Zeichen seiner frühen Entwickelung ist es, wie zeitig bei ihm gewisse Züge seines Charakters bereits hervortraten. Er war noch ein Kind, als es sich schon ganz deutlich zeigte, daß ein Schalk und ein Kritiker in ihm steckte. Der Schalk äußerte sich in schier zahllosen wilden Streichen, die ihn überall zum Entsetzen seiner Lehrer machten; den Kritiker aber verräth ein von Fedor v. Zobeltitz soeben in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" veröffentlichtes Tagebuch aus seiner Kinderzeit, in dem er sehr scharf und klar mit sich selbst zu Gericht geht. In ein geordnetes Bett mündete seine Erziehung erst, als er nach Berlin auf das Französische Gymnasium und dann nach Schulpforta kam. Ein übermüthiger und wilder Scholar blieb er freilich immer und immer wieder mußte ihn seine Mutter mahnen, die köstliche Jugendzeit nicht zu vergeuden. Aber diese treffliche Frau fühlte doch zugleich auch das Ungewöhnliche und Bedeutende im Geiste des Sohnes heraus und hatte ein feines Verständniß für den anscheinend so ungeberdigen Jungen. Darum war es ein großer Verlust für Gaudy, daß er die Mutter damals verlor; mit dem strengen Vater konnte er in ein so inniges Verhältniß doch nicht treten.

Die Ansicht freilich, daß der Vater ihn gegen seinen Willen zur Offizierslaufbahn gezwungen habe, läßt sich nach Zobeltitz' gedachter Veröffentlichung nicht mehr halten. Vielmehr hat Franz von Gaudy eher gegen den Willen des Vaters schon jetzt den Offiziersrock angezogen. Die Laufbahn sollte ihm in mehrfacher Hinsicht schwere Enttäuschungen bringen, vor Allem deshalb, weil er immer und immer mit leidiger Geldnoth zu kämpfen hatte. In diesem traurigen Kampf um den Mammon darf man Gaudy mit einem Größeren vergleichen: mit Balzac. Nie hat er frei aufathmen können, und es ist höchst bezeichnend, daß er in den letzten Versen, die er vor seinem Tode schrieb, Hans Mors, den Tod, unter der Gestalt eines Gläubigers zeichnete, der einen Schuldbrief präsentirt. Fast hat es etwas Rührendes, daß er unter solchen Umständen diesen ewigen Geldjammer in dem hübschen Gedichte „Wo bleibt mein Geld?" noch humoristisch behandeln konnte. Zunächst jedenfalls kostete ihn das „fremde Geld", wie die taktvollen Römer sagten, nüchterner ausgedrückt: seine Schulden, die Gardelitzen. Von Potsdam wurde er nach Breslau zur Linie versetzt. Die schlesische Zeit Gaudys hat eine gewisse Berühmtheit erlangt durch die vielberufenen tollen Streiche, die er damals verübte. Ob er wirklich einem Schneider, der ihn um Bezahlung seiner Rechnung drängte, ein Ohr abgehauen hat, muß dahingestellt bleiben; daß er aber wegen verschiedener Duelle wiederholt nach Brieg, Kosel und Silberberg auf Festung kam, ist zweifellos. Er hatte eine scharfe Zunge, der Satiriker in ihm trat mehr und mehr hervor, und so kam es leicht zu Reibungen. Daß aber schließlich die bittere Ironie in seinem Wesen über den lachenden Humor die Ueberhand gewann, daran war die unglückliche Gestaltung seiner Lebensverhältnisse Schuld, in die er sich ohne eine Verfehlung seinerseits rettungslos verstrickt sah. Im Jahre 1823 starb der Vater. Der Schlag war an sich schon herb genug; den Verlust empfand Gaudy so tief, daß er seit damals nur noch mit schwarzen Lack gesiegelt hat. Zugleich aber stellten sich die Vermögensverhältnisse der Familie als sehr ungünstige heraus; durch die ungeschickte oder gewissenlose Thätigkeit eines Vormundes wurden sie noch verschlechtert, und als sich Gaudy so als einen völlig mittellosen jungen Offizier sah, hob er das Verlöbniß auf, das ihn an ein geliebtes Mädchen gefesselt hatte. So war er mit einem Schlage allein, arm, unglücklich, — kein Wunder, daß seine Seele bitter ward.

Und seine Thätigkeit vermochte ihm auch keinen Ersatz zu bieten. Nach einer kurzen interessanten Unterbrechung des gleichmäßigen Garnisonlebens, die 1830 durch das Ausrücken des 6. Regiments in das posensche Insurrektionsgebiet herbeigeführt wurde, sah sich Gaudy auf das trostlose Einerlei einer kleinen posenschen Garnison beschränkt, das ihn fast zur Verzweiflung brachte. Endlich hielt er es nicht mehr aus. Im Jahre 1833 nahm er seinen Abschied und siedelte nach Berlin über, wo er von Chamisso, Eichendorff, Hitzig und Anderen sehr wohlwollend aufgenommen wurde und sich nun rege der poetischen Thätigkeit widmete.

Gedichtet hat Gaudy, fast kann man sagen, von Kind auf. Er hatte ein leichtes, aber etwas saloppes Talent. Mannigfache litterarische Anregungen, so besonders die Bekanntschaft mit Holtei und Schall, hatten es gefördert; sein Name war damals in den Musenalmanachen bereits kein fremder. Nun in Berlin schuf er sein bekanntestes lyrisches Werk, die „Kaiserlieder", die in einer Reihe von Gedichten das titanische Schicksal Napoleons begleiten und schilderten. Dies Werk hat ihn zuerst weithin bekannt gemacht, obwohl man sagen muß, daß der Dichter an seinen Stoff nicht heranreicht. Unter den Kaiserliedern sind die die besten, wo der Imperator selbst im Hintergrunde bleibt, wo nur sein riesiger Schatten auf die Scene fällt, wie z. B. „Reiters Tod". Zur Schilderung der mächtigen Gestalt des Korsen selbst fehlte Gaudy das eigentlich Balladeske, das Monumentale, die Schlagkraft. Gaudy war eigentlich ein Plaudertalent, und so hat er es in der Lyrik zu ersten Leistungen nicht gebracht, weil er sich nie recht zusammenzufassen vermochte. Am glücklichsten ist er in den leicht hingeworfenen Chansons, in denen er sich an Bérangers anschloß. Er hat Bérangers Lieder mit Chamisso zusammen übersetzt, und der große französische Chansonnier ist auf Form und Inhalt seiner Lyrik von größerem Einfluß gewesen, als irgend sonst. Wie Béranger, liebt auch er den leicht sich einprägenden Refrain; wie Béranger geißelt auch er gern die politischen und gesellschaftlichen Thorheiten seiner Zeit. In Gedichten wie „Die Haussuchung" oder „Gipsfiguren kauft!" hat er manch kühnes und kerniges Wort gesprochen; seine Epistel an die Gräfin Hahn „Entschuld'gen Sie, Frau Gräfin!" mit dem wirksamen Refrain:

> In diesem Punkt, entschuldigen Sie mich,
> Da denk' ich bürgerlich, sehr bürgerlich

hat durch ihre glückliche Fassung mit Recht eine gewisse Berühmtheit erhalten. Auch humoristische Genrebilder, wie z. B. „Hagestolzens Geburtstag", gelingen ihm öfters sehr hübsch; rein lyrische Töne aber findet er nur selten; vielleicht ist ihm der zarte Ton der Empfindung rein nur einmal, in dem schönen Gedicht „Was gehts Dich an?" gelungen.

Denn seine Stärke lag nicht auf dem lyrischen Gebiete, sie lag auf dem der Novelle, und sie entfaltete sich voll erst, seitdem er im Jahre 1835 das Land, das er mit der Seele suchte, Italien, hatte bereisen können. Die italienischen Erinnerungen wurden die Schatzkammer seiner Dichtung, und das Feld, das er zunächst mit Glück bearbeitete, war die Reiseschilderung. „Mein Römerzug" und „Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen" sind seine bemerkenswerthesten Schöpfungen in dieser Richtung. Hier ist nun allerdings in der durchaus subjektiven und oft ironischen Haltung der Schilderung der Einfluß der Heineschen Reisebilder unverkennbar. Wie sein Vorbild, so strebt auch Gaudy danach, überall durch funkelnden Geist zu blenden, und mit ihm liebt er es, ein spöttisches Gesicht aufzusetzen. Aber diese Satire war ja, wie wir wissen, bei Gaudy nicht nur Nachahmung, sondern Natur, und die Originalität unseres Dichters bricht ganz besonders in den köstlichen Landschaftsbildern durch, die überall in seinen Landschaftsschilderungen verstreut und mit dem farbenfrohen Auge eines Malers geschaut sind. Auch ist Gaudy durch eine gewisse Geschlossenheit Heine überlegen. Im Ganzen wird man ein Werk, wie das Tagebuch des Schneidergesellen, doch als ein originelles bezeichnen müssen; es liegt ein eigenthümlicher frischer Humor und ein kräftiges ethnographisches Kolorit darüber; und das Tröpflein Bitterkeit, das der Autor seiner Erzählung beimischt, hindert uns doch nicht, sein räsonnirendes, thörichtes, armes Schneiderlein recht lieb zu gewinnen.

Sei Bestes aber hat Gaudy dann geleistet, als er sich vom Vorbilde Heines emancipirte. Wir sehen als seine besten Arbeiten den „Katzen-Rafael" und die „Venetianischen Novellen" an. In jenem ist die Schilderung einen merkwürdigen Charakters in fast phantastischer Umgebung mit wenigen scharfen Strichen glücklich gegeben. Die „Venetianischen Novellen" läßt Gaudy von einem öffentlichen Erzähler in der Lagunenstadt vortragen und sehr glücklich hat er den frischen und flüssigen Ton der Erzählung diesem Gedanken angepaßt.

In diesen Novellen erkennt man, daß Gaudy ein geborener Erzähler war. Ein interessantes Abenteuer, ein merkwürdiges Erlebniß, eine auffällige Gestalt scharf vor uns hinzustellen, ihre Umgebung mit wenigen Farbentönen lebendig zu skizziren, den Faden der Erzählung gefällig zu schlingen — das gelingt ihm so leicht und mühelos, darüber vergißt er so schnell die anempfundene Heinesche Geistreichelei, daß man sofort fühlt: hier sprudelt die warme Quelle seines Lebens. Und weil diese schöne schlichte Kunst des Erzählens gerade bei uns Deutschen eine rechte Seltenheit zu sein pflegt, darum ist es doppelt betrübend, daß dieser Quell so schnell versagte.

Es war Gaudy vergönnt, 1838 noch ein zweites Mal das theure Land Italien aufzusuchen. Zwei Jahre später fiel er — am 5. Februar des Jahres 1840 — einem frühzeitigen Tode zum Opfer. Er war damals erst 40 Jahre, und die reifsten Früchte seines Lebens standen noch zu erwarten. Mit den Jahren hätte sich die Bitterkeit seiner Seele, die sich auch im Leben in einer gewissen Schroffheit und Unzugänglichkeit aussprach, wohl gelegt und milder Wehmuth Platz gemacht. Das Geschick hat aber auch darin ihm hart mitgespielt, daß es ihm die reifste Ernte versagte; umsomehr verdienen die Arbeiten, in denen sein Geist sich am glücklichsten spiegelt, auch heut noch dankbarer Aufmerksamkeit und freundliche Würdigung.

Liebeszauber am Teufelssee.

Berlin, 16. April.

Ein sensationeller Giftmord beschäftigt seit etwa 14 Tagen die Berliner Kriminalpolizei. Ein raffinirter Verbrecher hat unter Benutzung des krassesten Aberglaubens, der leider noch immer in manchen Kreisen der Bevölkerung herrscht, einen Mord verübt. Das Opfer der Mordthat ist die 34jährige, aus Gera gebürtige Schneiderin, Fräulein Louise Bergner, die in dem Hause Reichenbergerstraße 177 im vierten Stockwerk des rechten Quergebäudes eine aus zwei Stuben und Küche bestehende Wohnung inne hatte. Sie war ein unbescholtenes und fleißiges Mädchen, welches für die Firma Schütz & Kindermann in der Breitenstraße Röcke nähte, daneben aber auch noch verschiedene Privatarbeiten übernahm. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend thätig, verdiente die B. soviel, daß sie sich nicht nur eine hübsche Wirthschaft anschaffen, sondern auch Ersparnisse machen konnte. Ehrgeiz und Aberglauben veranlaßten Frl. B., im vorigen Dezember eine Kartenlegerin in der Naunynstraße aufzusuchen, welche dem Mädchen eine glänzende Zukunft prophezeite. Ein großes Vermögen würde der B. durch einen „schwarzen Mann" in den Schooß fallen. Eine glückliche und ehrenvolle Zukunft sei in dem Schicksalsbuch der Fragestellerin verzeichnet. An diese Prophezeiungen glaubte die B., denn ihr einziger Wunsch war, wie sie zu Freundinnen äußerte, reich zu werden. Bald kam ihr auch der schwarze Mann „über den Weg"; es war dies der frühere Töpfer, Hausdiener und Portier Eugen Jänicke, geb. 1876 zu Nowawes, zuletzt, hier, Gotzkowskistraße 10 wohnhaft. J. stellte sich der B. als „Zauberer" und „Schatzgräber" vor und erklärte ihr, daß er in der Lage sei, ihr ein Vermögen von 500 000 Mk. zu verschaffen. Der „Zauber" koste aber Geld, und so opferte das bethörte Mädchen nach und nach nicht nur für diesen Zweck seine ganzen, circa 600 M. betragenden Ersparnisse, sondern es verkaufte auch noch seine Wohnungseinrichtung theilweise und gab die nicht unbedeutende Summe dem Jänicke. Endlich aber wurde B. mißtrauisch, da der Zauber immer noch nicht vor sich ging, und sie schrieb an J. einen Brief, worin sie mit einer Anzeige bei der Staatsanwaltschaft drohte. Dieses Schreiben erhielt J. am 15. März d. Js. und beantwortete es sofort dahin, daß die „Sache jetzt reif wäre, am 21. März werde die Hebung des Schatzes vor sich gehen. Um 6 Uhr Morgens des genannten Tages fand sich die B. der Verabredung gemäß am Potsdamer Bahnhof ein. Hier traf sie den J., der zwei Billets nach Station Grunewald löste. Als die Beiden dort anlangten, bemerkten sie auf dem Bahnsteig einen zehnjährigen Knaben, den Pflegesohn des J. Namens Bruno Misch. Auf Veranlassung der Ehefrau des J., war der Kleine dem Paar heimlich nachgefahren und begleitete es nunmehr nach dem Zielpunkt des Ausfluges, nach dem Laubenplatz am Teufelssee. Hier angekommen, ließ J. in einem mitgebrachten Glase den Kleinen aus dem Teufelssee Wasser schöpfen, das der Schatzbeschwörer und die B. gemeinsam tranken. Dann füllte J. das Glas selbst noch einmal, breitete eine mitgebrachte Mönchskutte auf dem Waldboden aus und setzte niederknieend das Glas an seine Lippen. Hierauf überreichte er das Gefäß der Schneiderin mit der Aufforderung es bis zur Neige zu leeren, dann werde sie einschlafen und nach ihrem Aufwachen den Schatz in der Höhe von 500 000 Mk. vor sich liegen sehen. In dieser Weise erfolgte der Giftmord. Der Verbrecher hatte, als er das zweite Glas Wasser schöpfte, heimlich Strychnin hineingethan. Ohne Argwohn leerte die Schneiderin den Becher und nun entfernte sich der Giftmischer mit dem Knaben unter dem Vorgeben, der Zaubertrank werde erst wirken, wenn er fort wäre. — Nach etwa 10 Minuten begab sich der Mörder allein nach dem Thatort zurück und fand sein Opfer todt vor. Jetzt nahm J. aus der Tasche der Ermordeten deren Wohnungsschlüssel, drehte die Leiche um, mit dem Gesicht nach unten, und kehrte nach Berlin zurück. — An demselben Tage Nachmittags öffnete ein unbekannter Mann die Thür der Wohnung der Bergner, gab an, er solle für Fräulein Bergner, die ihm zu diesem Zwecke die Schlüssel mitgegeben, die noch anzufertigenden Röcke für die Firma Schütte & Kindermann holen, wickelte die Sachen zu einem Packet zusammen und nahm auch noch die 30 Mark Baargeld an sich, welche Summe für die am 1. April fällige Miethe bestimmt war. Am folgenden Abend erschien ein anderer Mann daselbst, der ebenfalls die Wohnungsthür der B. öffnen wollte. Er zeigte der Arbeiterfrau Beck, die auf demselben Flur wohnte, einen Zettel, der angeblich von der Bergner geschrieben war und den Ueberbringer beauftragte, zwei Nähmaschinen abzuholen. Nun schöpfte Frau B. Verdacht, wies den Fremden zurück und übergab den Zettel dem Hauswirth. Dieser ließ am folgenden Tage die Wohnung durch den Schlosser öffnen und, da Verdächtiges nicht bemerkt wurde, ein Sicherheitsschloß vorlegen. Als der Schlosser nach vollbrachter Arbeit hinunterging, begegnete ihm auf der Treppe ein Mann, der frug: „Ach, der Wirth ist wohl oben?" Der Fremde wollte sich dann schleunigst entfernen, der Wirth hatte jedoch die Bemerkung gehört, er hielt den den Unbekannten fest, der nunmehr nach einem Töpfer Namens Schulze frug. Jetzt rief der Hauswirth nach Frau Beck und der Fremde erklärte nun plötzlich: „Ach, ich soll ja Frau Beck und Fräulein Bergner grüßen." Der Unbekannte, der niemand anders als Jänicke war — er nannte sich jedoch Müller — erzählte, daß sich Frl. B. bei ihrer Kousine in der Beusselstr. 3 aufhielte und war gern bereit, Frau Beck auf deren Verlangen dorthin zu begleiten. Beide bestiegen einen Pferdebahnwagen und fuhren bis zur Thumstraße. Dort angekommen wußte der angebliche Müller aber zu verschwinden und Frau Beck begab sich nun allein nach der Beusselstraße, jedoch vergeblich, da die Grundstücke Nr. 3 und 4 dieser Straße Baustellen sind. Am Mittwoch, den 28. März fanden Ausflügler am Teufelssee die Leiche einer unbekannten Frau. Sie wurde am 1. April als „unbekannt" auf dem Selbstmörderfriedhof im Grunewald beerdigt. Die Untersuchung der räthselhaften Angelegenheit wurde nun von der Polizei mit Eifer betrieben. Bei sorgfältigen Durchsuchungen der Wohnung der Schneiderin fanden die Baamten ein kleinen Zettel, auf dem die Adresse „Jänicke, Gotzkowskystraße 10" stand. Es wurde festgestellt, daß J. am 1. Oktober v. J. als Portier des Hauses von dessen Eigenthümer, dem Bäckermeister Couchoy, gegen freie Wohnung und 4 Mark Monatslohn engagirt worden war. J. sollte am 1. April den Dienst wieder verlassen, da er sowohl wie seine Frau ihre Arbeit nicht thaten. Trotz des geringen Lohnes hielt sich das Ehepaar ein Dienstmädchen und J. nahm von einem Abzahlungsgeschäft eine Wirthschaft im Werthe von etwa 1100 Mark auf Kredit. Außer dem kleinen Misch befand sich auch noch ein kleines Kind in Pflege bei dem Ehepaare. In den letzten Mo-

naten figurirte der Portier als „Wahrsager nach Zigeunerart“ und inserirte diese seine Kunst in einer Zeitung. Das Geschäft ging gut, täglich kamen fein gekleidete Herren und Damen, die sich von J., der wie ein Zigeuner aussah und goldene Ohrringe trug, wahrsagen ließen. Am 24. März verschwand J., und am Tage darauf folgte ihm seine Frou mit dem jüngsten Pflegekind, während Bruno Misch zu seinem in der Kastanien-Allee wohnenden Vater zurückkehrte. Die Sachen des Ehepaares wurden von einem Gläubiger beschlagnahmt und verblieben in der Wohnung. Die Kriminalbeamten nahmen eine Haussuchung vor und fanden eine große Menge Briefe. Aus diesen gelang es, die Adressen verschiedener Kunden des Wahrsagers zu ermitteln. Einer der Klienten des J. war der herrschaftliche Diener Just. Dieser, ein verheiratheter Mann und Vater von zwei Kindern, hatte bei seiner früheren Herrschaft eine junge Gräfin gesehen und war von der Anmuth des jungen Mädchens so entzückt, daß er die Hilfe Jänicke's in Anspruch nahm, um die hochgeborene Dame durch ein Zaubermittel zur Gegenliebe zu zwingen. Just wurde bald als diejenige Person ermittelt, welche für den Wahrsager am 22. März die Nähmaschine aus der Bugunschen Wohnung holen sollte. Er hatte auch dem Giftmischer Strychnin und Blausäure geliefert, welches Gift J. angeblich für den Liebeszauber brauchte. Am 22. März fand dieser Liebeszauber am Teufelssee statt; also einen Tag später, nachdem Jänicke die B. vergiftet hatte, fuhr er mit Just nach dem Grunewald hinaus. Vorher mußte Just dem Beschwörer ein 20-Markstück und eine weiße Taube geben. Der Vogel mußte, damit der Zauber wirksam sei, kurz vor der Station durch das Coupeefenster fliegen. Am Teufelssee hatte sich Just so hinzustellen, daß er die Leiche der B. nicht sehen konnte, während Jänicke, der einen schwarzen Domino trug, dreimal um den See schritt. Es sollte angeblich ein „weißer Geist“ erscheinen; Just hat das Gespenst zwar nicht gesehen, wohl aber den Zauberer, der die Beschwörung als „geglückt“ bezeichnete. — Mit großem Eifer nahmen die Kriminalbeamten die Verfolgung Jänicke's auf. Der Mörder war nach Magdeburg gefahren, hatte sich von da aus, in verschiedenen Städten Aufenthalt nehmend, nach Hamburg gewandt und war schließlich über Wittenberge nach Perleberg gelangt. Von der Kriminalpolizei war inzwischen ein Steckbrief erlassen worden, und so konnte die (schon gemeldete) Festnahme des Jänicke erfolgen. Seine Frau wurde bei ihrem Schwiegervater, dem Ziegeleibesitzer Jänicke in Dallmin bei Pritzwalk ermittelt und festgenommen, aber bald freigelassen, da sie keine Kenntniß von dem Verbrechen gehabt. Jänicke wollte Anfangs von der ganzen Affaire am Teufelssee nichts wissen. Bald aber begann er wie ein Kind zu weinen. „Ich will ja gestehen, ich habe es gethan,“ rief er aus und dann legte er ein theilweises Geständniß ab. Er behauptet, eine Absicht zu morden nicht gehabt zu haben. Er hätte das Strychnin mit pulverisirten Blättern vermengt in dem Glauben, daß dadurch die tödtliche Wirkung des Giftes aufgehoben wäre. Seine Absicht sei gewesen, Luise Bergner zu betäuben und sie dann zu berauben. Ob Jänicke geistig gesund ist, erscheint sehr zweifelhaft. Er räumt den Mord ein, behauptet aber im Uebrigen, von der Wirksamkeit seiner Zauberei fest überzeugt zu sein.

Kunst und Wissenschaft.

— Ein Millionenpreis für ein wissenschaftliches Werk. Die russische Akademie der Wissenschaften schreibt, einer Mittheilung der „Nowoje Wremja“ zufolge, einen Preis von fast 1½ Millionen Rubel für ein historisches Werk aus. Die Höhe des Preises ist auf die Art, wie er gestiftet wurde, zurückzuführen. Im Jahre 1833 testirte der russische General Arakczeijew der Akademie in Petersburg einen Betrag von 50 000 Rubeln mit der Bestimmung, daß das Kapitalsumme den Zinsen und Zinseszinsen im Jahre 1915 im Konkurrenzwege als Preis dem Autor des besten historischen Werkes zufallen soll, das in russischer Sprache die Geschichte der Regierungszeit des Zars Alexanders I. behandelt. Der Betrag wird bis zu seiner Verleihung, die auch bis 1925 verschoben werden kann, die Summe von 1 918 000 Rubeln erreicht haben. Davon erhält der Autor des preisgekrönten Werkes drei Viertheile, d. i, 1 438 500 Rubel, ein Viertel wird zur Veranstaltung einer Prachtausgabe verwendet, die in 10 000 Exemplaren zu sehr niedrigem Preise verbreitet werden soll, wobei besonders Bibliotheken, Schulen und wissenschaftliche Institute zu bedenken sind, und der Rest dieses Viertels, der bei der Veranstaltung der Prachtausgabe erübrigt, fällt zur Hälfte dem Autor der zweitbesten Arbeit zu, während mit der anderen Hälfte dieser Summe die Uebersetzung des Werkes in die französische und deutsche Sprache bestritten wird.

Vermischtes.

Frankreichs Heer. Die dritte französische Republik verfügt zur Zeit, wie Oberst Hepke mittheilt, über 731 Bataillone, 447 Eskadrons, 515 Feldbatterien = 3048 Geschütze. Im Jahre 1870 rückte die französische Armee mit 368 Bataillonen, 252 Eskadrons, 164 Feldbatterien = 984 Geschützen aus. Wir sind bekanntlich inzwischen auch nicht müßig gewesen!

Gegen die barbarische Mode der Vogelbälge auf Damenhüten läßt die „American Ornithologists Union“ in der amerikanischen Presse Einspruch erheben. Ganze Vogelgattungen sind durch diese Mode schon ausgerottet worden; der Landwirthschaft ist durch die Vertilgung nützlicher, insektenfressender Vögel bereits schwerer Schaden zugefügt, und jetzt kommen ernste Klagen von der Meeresküste, da im Auftrag der Putzmachergeschäfte die Jagd auf Vögel bis zur Ausrottung betrieben wird. Die Gesellschaft will die wichtigsten Brutstellen der bedrohten Vögel an der Küste schützen und bittet um Geldbeiträge zur Besoldung von Wächtern.

Das „B'schoadessen.“ So nennt man in Oberbayern die bei einer ländlichen Festtafel übrig bleibenden Vorräthe, die die Gäste nicht bewältigen können, sondern in einem mitgebrachten Tüchlein einpacken und nach Hause tragen. „Ländlich-sittlich“, dachte sich in Erinnerung an diese Gepflogenheit ein Gast aus München bei dem kürzlich in Oberammergau zur Eröffnung der Eisenbahn abgehaltenen Essen — und steckte, wie die „M. N. N.“ erzählen, eine Flasche Sekt ein, bemerkte aber nicht, daß der Drath vom Pfropfen schon entfernt war. Im Eisenbahncupee kam es zum Krach. Die Champagner-Teufelchen rumorten und befreiten sich mit einem Knalleffekt; der süße Wein überfluthete die Polster, und die Mitreisenden konnten nun zu allgemeinem Ergötzen dem fürsorglichen Herrn aus der Flasche Bescheid thun, damit von der Gottesgabe nichts verloren gehe.

Charakteristisch ist ein Kampf, der in München gegen den Orangenkonsum geführt wird, und über den der „Frkf. Ztg.“ berichtet wird: „Sonst kostete in den Läden eine Orange 8 bis 10 Pfg. Seit einiger Zeit verkaufen „fliegende“ Verkäuferinnen an einigen bestimmten Häuserecken und Thorbogen Orangen 5 bis 6 Stück um 20 Pfg. Bei den seßhaften Händlern ist infolge dessen der Preis für das Stück auf 5 bis 6 Pfg. gesunken. Die seßhaften Händler bestürmten außerdem Polizei und Magistrat, ihnen die „Fliegenden“ vom Leib zu halten. Die Schutzleute schrieben die „Fliegenden“ fleißig auf, und diese bezahlten prompt ihre Geldstrafe, ein Beweis, daß selbst bei den billigen Preisen noch etwas verdient wird. Nun sprechen die Behörden Haftstrafen aus, weil die Geldstrafen nichts fruchten.“

Für die Redaction verantwortlich: Karl Frank, Thorn.

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Dienstag, den 17. April 1900.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch hochbunt und weiß 750—772 Gr. 147 bis 153 M. bez.
inländisch bunt 658—747 Gr. 117—146 M. bez.
inländ. roth 679—761 Gr. 132—148 M. bez.

Roggen p. Tonne v. 1000 Kilgr. per 714 Gr. Normalgew.
inländisch grobkörnig 697—734 Gr. 136 M. bez.

Gerste per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch große 665 Gr. 126 M. bez.
transito große 615—618 Gr. 103—104 M.

Erbsen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch weiße 112—120 Mk. bez.

Wicken per Tonne von 1000 Kilogr.
inländische 97 M. bez.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
inländischer 105—123 M. bez.

Kleie per 50 Klg. Weizen- 4,25—4,37½ M. bez.
Roggen- 4,60 M. bez.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Rohzucker nicht notirt.

Der Börsen-Vorstand.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer.

Bromberg, 17. April 1900.

Weizen 136—148 Mark, abfallende Qualität unter Notiz

Roggen, gesunde Qualität 124—130 Mk., feuchte abfallende Qualität unter Notiz.

Gerste 116—120 Mk. — Braugerste 120—132 Mark, feinste, über Notiz.

Hafer 120—125 Mk.

Futtererbsen nominell ohne Preis. — Kocherbsen 135—145 Mk.

Bekanntmachung.

betr. die gewerbliche Fortbildungsschule zu Thorn.

Die Gewerbeunternehmer, welche schulpflichtige Arbeiter beschäftigen, weisen wir hiermit nochmals auf ihre gesetzliche Verpflichtung hin, diese Arbeiter zum Schulbesuch in der hiesigen Fortbildungsschule anzumelden und anzuhalten bezw. von derselben abzumelden, wie solche in den §§ 6 und 7 des Ortsstatuts vom 27. Oktober 1891 wie folgt festgesetzt ist:

§. 6.

Die Gewerbeunternehmer haben jeden von ihnen beschäftigten, noch nicht 18 Jahre alten gewerblichen Arbeiter spätestens am 14. Tage nachdem sie ihn angenommen haben, zum Eintritt in die Fortbildungsschule bei der Ortsbehörde anzumelden und spätestens am 3. Tage nachdem sie ihn aus der Arbeit entlassen haben, bei der Ortsbehörde wieder abzumelden. Sie haben die zum Besuche der Fortbildungsschule Verpflichteten so zeitig von der Arbeit zu entlassen, daß sie rechtzeitig und, soweit erforderlich, gereinigt und umgekleidet im Unterricht erscheinen zu können.

§. 7.

Die Gewerbeunternehmer haben einem von ihnen beschäftigten, gewerblichen Arbeiter der durch Krankheit am Besuche des Unterrichts gehindert gewesen ist, bei dem nächsten Besuche der Fortbildungsschule hierüber eine Bescheinigung mitzugeben.

Wenn sie wünschen, daß ein gewerblicher Arbeiter aus dringenden Gründen vom Besuche des Unterrichts für einzelne Stunden oder für längere Zeit entbunden werde, so haben sie dies bei dem Leiter der Schule so zeitig zu beantragen, daß dieser nöthigenfalls die Entscheidung des Schulvorstandes einholen kann.

Arbeitgeber, welche diese An- und Abmeldungen überhaupt **nicht** oder nicht **rechtzeitig** machen, oder die von ihnen beschäftigten schulpflichtigen Lehrlinge, Gesellen, Gehilfen und Fabrikarbeiter ohne Erlaubniß aus irgend einem Grunde veranlassen, den Unterricht in der Fortbildungsschule ganz oder theilweise zu versäumen, werden nach dem Ortsstatut mit **Geldstrafe bis 20 Mark** oder im Unvermögensfalle mit **Haft bis zu drei Tagen** bestraft.

Wir machen hierdurch darauf aufmerksam, daß wir die in der angegebenen Richtung **säumigen Arbeitgeber unnachsichtlich zur Bestrafung heranziehen werden.**

Die **Anmeldung** bezw. **Abmeldung** der schulpflichtigen Arbeiter hat bei **Herrn Rektor Spill im Geschäftszimmer der Knaben-Mittelschule** in der Zeit zwischen 7 und 8 Uhr Abends zu erfolgen.

Thorn, den 5 April 1900.

Der Magistrat.

Kaufmännische Fortbildungsschule zu Thorn.

Da der Unterricht in der kaufmännischen Fortbildungsschule am Donnerstag, den 19. April wieder beginnt, nehmen wir Veranlassung, die Geschäftsunternehmer, welche **schulpflichtige Gehilfen oder Lehrlinge** beschäftigen, darauf hinzuweisen, daß sie **gesetzlich verpflichtet** sind, diese Gehilfen oder Lehrlinge zum Schulbesuche anzumelden und zu demselben regelmäßig und rechtzeitig zu zu schicken, bezw. sie abzumelden. Die Anmeldung hat nach § 6 des Ortsstatuts spätestens am 14. Tage nach der Annahme in das Geschäft, die Abmeldung spätestens am 3. Tage nach der Entlassung zu erfolgen.

Wir machen darauf aufmerksam, daß wir die in **irgend einer** der angegebenen Verpflichtungen **säumigen** Geschäftsunternehmer unnachsichtlich zur Strafe heranziehen werden.

Die Anmeldung bezw. Abmeldung, ebenso die Nachsuchung von Beurlaubungen und die nachträgliche Entschuldigung von unerlaubten, jedoch, plötzlich nothwendig gewordenen Versäumnissen hat bei dem Leiter der kaufmännischen Fortbildungsschule, Herrn Rektor **Lottig,** im Zimmer Nr. 13 der II. Gemeindeschule (Bäckerstraße 49) am Montag, Mittwoch oder Donnerstag von 3—4 Uhr Nachmittags zu erfolgen.

Thorn, den 5. April 1900.

Das Kuratorium der kaufmännischen Fortbildungsschule.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.